

## **Der Staufer Friedrich II. und die Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts\***

VON

HANNES OBERMAIR, Bozen

Spätestens seit Max Webers „Objektivitäts-Aufsatz“ von 1904 können methodisch interessierte Historiker wissen, dass die Frage, was wie erforscht wird, abhängig ist von den jeweiligen Werturteilen der Erkenntnis suchenden Akteure selbst, ebenso aber auch – möchte man ergänzen – von nationalhistorischen Voraussetzungen.<sup>1</sup> Die „Objektivität“ wissenschaftlicher Erkenntnis sollte man daher seitdem besser in Anführungsstriche setzen. So verstandene Geschichtswissenschaft bewegt sich in der Regel im Rahmen jener Werthaltungen, die das akademische Feld zulässt – oder eben auch nicht.<sup>2</sup>

Genau darum könnte es gehen, wenn man über den Staufer Friedrich II. (1194-1250) in einer Weise spricht, die nicht so sehr darauf abzielt zu zeigen, wie es gewesen ist, sondern herausfinden möchte, wie Geschichte gelesen wurde. Die folgenden Ausführungen möchten daher – der Themenstellung entsprechend – den Blick auf die Seite unserer Wahrnehmung richten und in exkursartigen Formen einen rezeptionsgeschichtlichen Versuch unternehmen.

Es sieht ganz danach aus, als ob der historisch so faszinierende Spät-Staufer besonders aufschlussreich für historiografiegeschichtliches Nachdenken ist, das tief in das Selbstverständnis unseres Fachs hineinführt. Friedrich II. ist nicht zufällig nie wirklich eine populäre Figur geworden, er hat vielmehr stets die Neugierde von Intellektuellen, von Historikern, Literaten und Publizisten auf sich gezogen. Damit geriet er auch zur Folie für vielfältige Projektionen, Irrungen und Wirrungen. Wer daher über Friedrich II. in der Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts sprechen will, darf über Gebrauch und Missbrauch des Mittelalters in den beiden vergangenen Jahrhunderten

---

\* Der Text basiert auf einem Vortrag, der anlässlich der internationalen Studientagung „L’eredità di Federico II – dalla storia al mito, dalla Puglia al Tirolo/Das Erbe Friedrichs II. – Von der Geschichte zum Mythos, von Apulien bis Tirol“ (Innsbruck, 13.-16. April 2005) gehalten wurde.

<sup>1</sup> Vgl. M. WEBER, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. 1995. Zu den europäischen Nationalhistorien siehe den Aufriss von S. BERGER, National historiographies in transnational perspective: Europe in the nineteenth and twentieth centuries, in: *Storia della storiografia* 50 (2006) S. 3-26 (mit zahlreichen weiteren Referenzen).

<sup>2</sup> Vgl. K.H. JARAUSCH, M. SABROW (Hg.), *Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte seit 1945*. 2002.

nicht schweigen. Dabei ist klar, dass der Mythos der Staufer keineswegs erst seit dem 19. Jahrhundert, und hier vor allem in der wilheminischen Zeit und in der Phase zwischen den beiden Weltkriegen zu finden ist. Die Mythisierung des Geschlechts beginnt bereits in der Stauferzeit selbst und hat etwa in Italien eine lange, nie abgerissene Traditions- und Rezeptionslinie begründet.<sup>3</sup>

Besonderes Augenmerk verdient die von Ernst Kantorowicz wirkungsvoll begründete Mythosbildung um Friedrich. In ihr verschränkten sich vielfältige, miteinander konkurrierende Impulse. Sie zeigen ein bis heute faszinierendes reaktionäres wie oppositionelles Doppelgesicht, das eine vertiefte historiografiegeschichtliche Betrachtung herausfordert.

Auch das Jubiläumsjahr für Friedrich II. (1194-1994) mit seinen vielfältigen Veranstaltungen und publizistischen Initiativen kann noch immer nicht abschließend beurteilt werden. Dennoch: Auch hier schweben die Themen Hochmittelalter und nationale Identität am Vorabend der Schaffung des neuen politisch-ökonomischen Europas als Subtext wirkungsvoll mit.

Diese Fäden aufnehmend, möchte ich im Folgenden in einer Art Dreischritt versuchen, Kontroversen vor allem der deutschsprachigen Geschichtsschreibung und intellektuellen Debatte der beiden letzten Jahrhunderte auf ihren Gehalt hin abzuklopfen, den sie für unsere Beschäftigung mit Friedrich II. haben können. Im Einzelnen werden dies – in einer Art zeitlicher Rückwärtsbewegung – der famose deutsche Historikerstreit der 1980er Jahre sowie die älteren Kontroversen zwischen Sybel und Ficker bzw. Below und Lamprecht im 19. Jahrhundert sein. In ihnen allen ging es nur vordergründig um die Bewertung von Vergangenheit, das zentrale Thema der Debatten war immer der Status historischer Wissenschaft selbst.

## **1. Deutscher Historikerstreit und neue Republik**

Der historiografiegeschichtliche Zugriff auf die Thematik wird zunächst dadurch erleichtert, dass Friedrich II. immer schon Gegenstand fachlicher Metadiskussion war. Ein solcher epistemologischer Zugang zielt zugleich auf jene Trends und Tendenzen ab, die das soziale Ganze einer jeweiligen Gesellschaft ausmachen.

---

<sup>3</sup> Vgl. hierzu die Beiträge in F. MEIER (Hg.), *Italien und Europa: der italienische Beitrag zur europäischen Kultur*. 2007. Zur zeitgenössischen Rezeption Friedrichs siehe das Kompendium von A. SOMMERLECHNER, *Stupor mundi? Kaiser Friedrich II. und die mittelalterliche Geschichtsschreibung* (Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom I/11) 1999.

In diesem Zusammenhang lohnt ein Blick auf Pierre Bourdieus soziologischen Klassiker über die „feinen Unterschiede“, über das Habitusverhalten moderner Gesellschaften. Bourdieu hat herausgearbeitet, wie soziale Ordnung nicht einfach nur „draußen“, quasi als Umwelt existiert, sondern in den Köpfen der Menschen gezielt hergestellt werden muss. Er hat damit auf exemplarische Weise gezeigt, wie geisteswissenschaftliche Forschung von rein empirisch begründeten, historistischen Grundannahmen hinüberwechseln kann zu einer Position, die stärker darauf achtet, wie die Bauprinzipien unserer Wahrnehmung von Geschichte ausschauen.<sup>4</sup>

Es geht also um Geschichte als soziale Tatsache, gewendet auf Friedrich II. und auf jene Historiografie, die sich seiner Figur am stärksten zugewandt hat, die deutschsprachige Forschung. Gerade sie ist im Konzert der europäischen Humanwissenschaften des 19. und 20. Jahrhunderts jener Zweig, der am stärksten alle Höhen und Tiefen historischer Erkenntnis durchlaufen hat.<sup>5</sup> In der deutschsprachigen Geschichtsschreibung und ihrer Beschäftigung mit dem Staufer spiegeln sich wie in einem Brennglas die Widersprüche, die *Grandeur*, aber auch die Persionen und letztlich der Isolationismus, der die mitteleuropäische Geistesgeschichte der Zeit des „europäischen Bürgerkriegs“ (Ernst Nolte) bzw. des „Zeitalters der Extreme“ (Eric Hobsbawm) ausgezeichnet hat.

Ich möchte hier zunächst auf eine relativ rezente, etwas mehr als 15 Jahre zurückliegende Debatte Bezug nehmen und den sog. deutschen Historikerstreit in Erinnerung rufen. In ihm ging es *prima vista* um die aktuelle Deutung der nationalsozialistischen Vergangenheit in Deutschland, also auch um Interpretationsmonopole. Die bestens dokumentierte Debatte, ebenso ihre Folgediskussionen im Kontext der Publikationen von Daniel J. Goldhagen und Götz Aly, beide ebenso Ausdruck zivilgesellschaftlicher Vitalität, haben aber auch Weitergehendes ans Licht gebracht.<sup>6</sup> Eine Vergangenheit, die nicht vergehen will, wie dies Jürgen Habermas pointiert formuliert hat und klug in Italien von einem so bekannten Historiker wie Gian Enrico Rusconi wieder aufgegriffen worden ist, hat mit Fragen des Nationalismus, des Revisionismus und letztlich der historischen Meistererzählung bzw. mythischen

---

<sup>4</sup> Vgl. P. BOURDIEU, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 1987, S. 171ff.

<sup>5</sup> Als historiografiegeschichtliche Aufrisse sei hier nur verwiesen auf G. IGGERS, Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart. 1997, und W. SCHULZE, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945 (Historische Zeitschrift. Beiheft 10) 1989.

<sup>6</sup> Die beiden provokativen Publikationen sind D.J. GOLDHAGEN, Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust. 1996, und G. ALY, Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus. 2005, wobei Aly beinahe ostentativ auf Goldhagen keinerlei Bezug nimmt, so als wäre *er* der eigentlich ernst zu nehmende Goldhagen (was er ja auch ist).

Erzählmodellen zu tun. Und diese Perspektive berührt zutiefst die Rezeption Friedrichs II.

Auch der Staufer war Teil von Meistererzählungen und damit gleichsam ein Kulminationspunkt von gesellschaftlich vorhandenen und von Historikern propagierten Bildern, Diskursen und Ideologien. Der etwas sperrige Begriff der „Meistererzählung“, der „master narratives“, der „métarécits“, umfasst Gesamtdarstellungen einer Disziplin oder ihrer Teile, deren Intention nicht auf reflektierender Forschung, sondern auf narrativer Deutung liegt. Dass es hier keine ganz klare Trennung geben kann, ist selbstverständlich. Meistererzählungen begründen und rechtfertigen eine Kultur, in dem sie die Vergangenheit so interpretieren, dass sie teleologisch auf die eigene Lebensform hinzuführen scheint.<sup>7</sup>

Heute scheint Kaiser Friedrich II. in Deutschland und im deutschsprachigen Raum beinahe vergessen zu sein. Er ist aus der kulturellen Konstruktion mythischer Sinnzuweisung gewissermaßen herausgefallen. Dies hat mit präzisen historischen Umständen zu tun: Die Bundesrepublik Deutschland hat sich seit 1989 vor allem auf sich selbst zurückgezogen und nur mühsam ihren Part im Konzert der Mächte gefunden. Die Frage, was denn ein staufischer Herrscher in Italiens Süden verloren hat, steht nicht an vorderster Stelle des deutschen historischen Interesses. Dass sie außerhalb des aktuellen Fragehorizonts liegt, hat neben einer eher antihistoristischen kulturellen Grundstimmung auch damit zu tun, dass man eindeutiger Figuren sucht, die auch weniger sperrig erscheinen für eine neue nationale Identitätsbildung. Zwei Indizien möchte ich dafür anführen:

- Die große deutsche Geschichtsausstellung im Jahr 2002 war keinem Staufer, sondern dem Salier Heinrich II. gewidmet, dem Begründer von Bamberg, der deutschen Stadt *par excellence*,<sup>8</sup> dem Förderer der Ostexpansion und jeglichen deutsch-italienischen Träumen abholde Kaiser – in einem *Fast-Food*-Verschnitt von Geschichte konnte er quasi als Mitbegründer des heutigen, wiedervereinigten Deutschlands betrachtet werden, was wohl auch der subtile Subtext der Ausstellung war.<sup>9</sup>

<sup>7</sup> J. RÜSEN, Einleitung: Für eine interkulturelle Kommunikation in der Geschichte, in: DERS., M. GOTTLÖB, A. MITTAG (Hg.), Die Vielfalt der Kulturen (Erinnerung, Geschichte, Identität 4) 1998, S. 23.

<sup>8</sup> Dabei spielte eine wichtige Rolle, dass Bamberg als eine der wenigen deutschen Städte im Zweiten Weltkrieg nicht zerstört wurde und mit seiner eindrucksvollen historischen Bausubstanz ein Stück weit als das „deutsche Lucera“, die friderizianische Idealstadt imperialen Zuschnitts, aufgefasst werden konnte.

<sup>9</sup> Siehe dazu den monumentalen Ausstellungskatalog Kaiser Heinrich II. 1002-1024, hg. von J. KIRMEIER u.a. (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 44) 2002.

- Eine ZDF-Umfrage unter dem Titel „Unsere Besten“ ließ im November 2003 die wichtigsten Deutschen durch Televoting bestimmen. Die überaus erfolgreiche Ranking-Show, die das Bedürfnis nach selig-kollektiver Rückbesinnung bediente, lehnte sich an das britische Modell „The Great Debate“ der BBC an.<sup>10</sup> Das Unternehmen lässt sich auch deuten als Teil eines neuen deutschen Selbstverständnisses: Erst dank der Wiedervereinigung des Jahres 1990 ist die BRD nicht mehr nur eine im Windschatten des Ost-West-Konflikts prosperierende Wirtschaftsmacht, sondern ein Nationalstaat wie andere auch, mit dem Potential einer europäischen Großmacht.<sup>11</sup> Das mediale Stechen gewann nicht etwa Franz Beckenbauer vor Marlene Dietrich, es siegte vielmehr – ganz staatstragend – Konrad Adenauer vor Martin Luther und Karl Marx, also die Dreierkombination männlich, tot und Teil der großen Welthistorie. Der Stauferkönig schaffte es gerade noch unter die ersten Hundert, er errang Platz 94, unmittelbar vor Uwe Seeler und nach Sexkönigin Beate Uhse, doch um Längen abgeschlagen vom Alten Fritz, Friedrich II. von Preußen (Platz 42), in Deutschland ungleich bekannter als der Staufer.



Das offizielle Endergebnis der ZDF-Umfrage, November 2003

<sup>10</sup> Zu einer kleinen deutsch-österreichischen Verstimmung hat geführt, dass der in Augsburg geborene Mozart bundesrepublikanisch vereinnahmt worden war. Die Daten sind abrufbar auf der Homepage des ZDF: <http://www.zdf-jahrbuch.de/2003/programmarbeit/arens.htm>.

<sup>11</sup> So die überzeugende Analyse von G. SCHÖLLGEN, Der Auftritt. Deutschlands Rückkehr auf die Weltbühne. 2003, S. 12.

Diese typisch bildungsbürgerlichen Figurationen stammen zweifelsohne aus dem kulturellen und sinnstiftenden Erbe einer Gesellschaft. Ihre nunmehr medial eingekleidete Funktion besteht darin, eine Kultur für identifikatorische Zwecke der Vergangenheit zu vergewissern.<sup>12</sup> Aber das Experiment führt auch auf die Frage: Ist oder war Friedrich II. zu „undeutsch“, zu vieldeutig, auch zu unscharf für eine günstige nationale Wahrnehmung?

Um diese Frage nach der Passung des Staufers, nach seiner Nationaltauglichkeit und anachronistischen Verwertbarkeit zu beantworten, kommt uns eine wichtige Modellbildung des Sozialtheoretikers Otto Hintze zu Hilfe. Hintze hat idealtypisch herausgestellt, dass der europäische Parlamentarismus nicht in den zentralen Territorien des mittelalterlichen, römisch-deutschen Reichs entstanden ist, sondern sich in der atlantischen „Peripherie“ Frankreichs und Englands entfaltet hat, und zwar auf der Basis eines starken Zentralismus der Krone, die sich in den Machtzentren Paris wie London seit dem 13. Jahrhundert im antagonistischen Wechselspiel mit parlamentarischen Urformen behauptete.<sup>13</sup>

Diese politische Mitte fehlte sowohl in Deutschland wie in Italien – ihre Herrscher hatten keine einheitliche Residenz, das Königtum war wesentlich migrierend, ein Reisekönigtum, überdies der ständigen Dialektik mit starken Territorialkräften, Landesfürsten wie Reichsstädten, ausgesetzt. Otto Hintze erblickte gerade in den friderizianischen Leges für das deutsche Regnum (vor allem dem *Statutum in favorem principum* von 1231) die konstitutiven Elemente dieses mitteleuropäischen Partikularismus – ganz im Gegensatz zum sizilischen Königreich, das sich in der Traditionslinie von Roger II. zu Friedrich II. gleichsam nach atlantischen Bauprinzipien entfaltete, dann jedoch an seinem Gegensatz zum Papsttum und einem weiteren Partikularismus, dem oberitalienischen Kommunalismus, kollabierte.

Die Partikularismus-These Hintzes legte auch die Basis für die kontrovers diskutierte Annahme eines deutschen, aber – so sollte man hinzufügen – auch italienischen Sonderwegs zur Verwestlichung. Fest steht, dass die beiden Länder Deutschland und Italien „verspätete“ Nationen sind, bei deren nationalstaatlicher Einigung die Wiederentdeckung eines heroischen Mittelalters eine funktional wichtige Rolle spielte. Man denke nur an die so wirkmächtigen Geschichtsbilder, die Richard Wagner bzw. Giuseppe Verdi effektiv transportiert und popularisiert haben.<sup>14</sup>

---

<sup>12</sup> Dazu umfassend R.F. BERKHOFER, *Beyond the Great Story: History as Text and Discourse*. 1995.

<sup>13</sup> Diese Morphologie wird entfaltet in O. HINTZE, *Gesammelte Abhandlungen* 1, hg. von G. OESTREICH. 1962, S. 422f.

<sup>14</sup> Das Bild der „Verspätung“ verdankt sich dem politikwissenschaftlich-soziologischen Klassiker von H. PLESSNER, *Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*. 1998 (ursprünglich 1935 bzw. 1959).

Beide Nationen entstanden so als hegemonial konzipierte Projekte von oben und vollzogen uneingestandenermaßen das nach, was das napoleonische Frankreich machtvoll vorgemacht hatte, aber eben auf parlamentarisch-konstitutionellen Grundlagen, die so verschieden waren. Vom Vorgang her handelt es sich beim deutschen wie beim italienischen Nationalentwurf und Identitätsdiskurs um einen gegenüber den arrivierten Nationen nachholenden Modernisierungsprozess, der aber einem autoritären Versuch der Kohärenzgewinnung gleichkam, der nicht zufällig in beiden Ländern in die Diktatur mündete.

In dieser Phase der deutschen Einheitsbewegung des 19. Jahrhunderts übernahm die Geschichtsforschung eine überaus aktive Rolle. Ein wissenschaftliches Megaunternehmen wie die vom Freiherr von Stein begründeten ‚*Monumenta Germaniae Historica*‘ gestaltete den Prozess der nationalen Traditionserfindung nachhaltig mit.<sup>15</sup> Friedrich II. als der am meisten italienische aus der Reihe der „deutschen Staufer“ stand hier auf verlorenem Posten. Die nachnapoleonische Ära mit ihrem nationalen Sinnstiftungspathos definierte über das „lange“ 19. Jahrhundert hinaus die Themen historisch-wissenschaftlicher Erwartungshorizonte. So wurden nach und nach die Diplome fast aller römisch-deutschen Herrscher des frühen und hohen Mittelalters durch kritische Editionen zugänglich gemacht, und es dürfte kein Zufall sein, dass Friedrich II. zum Schlussläufer dieser eindrucksvollen Publikationsreihe im Folioformat geworden ist.<sup>16</sup>

Die historiografische Rückkehr des deutsch-italienisch-arabischen Kaisers in der zweiten Hälfte des 19. und im frühen 20. Jahrhundert gestaltete sich darum auf sehr untergründige Weise und hat mit dem Interesse an Themen zu tun, die tief in die Politik und Ideologie des jungen deutschen Nationalstaats hineinreichten.

Ich möchte im Folgenden einige Stichworte dieser Wiederkehr ansprechen und mit der Beleuchtung der damit verbundenen intellektuellen Produktion verknüpfen. Die drei Themen sind zum einen Staatlichkeit und Macht, zum zweiten Charisma und Außeralltäglichkeit sowie schließlich Editionen, wofür das beziehungsreiche Bild der Quelle steht.

---

<sup>15</sup> Eine immer noch lesbare, im Grundton marxistische Deutung der ‚*Monumenta*‘-Anfänge bietet E. MÜLLER-MERTENS, Die Begründung der *Monumenta Germaniae Historica* durch den Freiherrn vom Stein. Bemerkungen zu den politisch-konzeptionellen Positionen, in: Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, Gesellschaftswissenschaften 1982/1, S. 138-150.

<sup>16</sup> Der erste Band der Friedrich-Diplomata liegt bereits vor, vgl. Die Urkunden Friedrichs II., Teil 1: Die Urkunden Friedrichs II. 1198-1212, hg. von W. KOCH (MGH *Diplomata regum et imperatorum Germaniae* 14/1) 2002.

## 2. Staatlichkeit und Macht

Eines jener starken Bilder, die Jakob Burckhardt in seiner „Die Kultur der Renaissance in Italien“ von 1860 geprägt hat, ist der „Staat als Kunstwerk“. Zu dessen wichtigem Vorläufer hat er Friedrich II. – „der erste moderne Mensch auf dem Thron“ – erstmals stilisiert und damit das Urbild der auf den Staufer bezogenen Modernitätsvermutungen geschaffen.<sup>17</sup> Das Bild vom *state-building* entfaltete seine faszinierende Wirkung in einem Deutschland, das sich am Vorabend seines nationalstaatlichen Werdens befand. Burckhardt konnte sich bei seiner Deutung auf eine wirkmächtige, von Hegel begründete teleologische Tradition berufen. Diese rechtshegelianische Nationalstaatsfixierung wurde im Übrigen in Italien in ähnlicher Weise von Benedetto Croce in Anspruch genommen. Die Mystifikation des Condottiere-Despotismus durch Burckhardt ist jedoch auch auf verschlungene Weise mit jener Faszination verknüpft, die etwa der junge, autoritäre Faschismus Italiens auf den deutschen Nationalsozialismus ausüben würde.

Aber es gibt noch weitere Faszinationsmomente, die die Modellbildungen der beiden Großen Max Weber und Otto Hintze inspiriert haben: Der friderizianische „Staat“ des 13. Jahrhunderts, basierend auf den normannischen Anfängen und diese hinüberführend in eine Art aufgeklärter Despotismus mit protomodernen, protobürokratischen Merkmalen und jedenfalls einem hohen Institutionalisierungsgrad – dieses Gebilde erscheint wie die historische Realisierung jenes Idealtypus, der den Modellstaatsbildungen von Weber und Hintze zugrundliegt.<sup>18</sup>

Wenig beachtet blieb dabei der strukturelle Vergleich mit der französischen und englischen Situation unter Ludwig IX. dem Heiligen und Eduard I., die zahlreiche Parallelen aufweist.<sup>19</sup> Das atlantische, expansive Europa diente Imanuel Wallerstein bekanntlich als Erklärungsmodell für die Entstehung des modernen Weltkapitalismus erst im 16. Jahrhundert.<sup>20</sup> Damit wird jedoch die vor allem von Fernand Braudel und Henri Pirenne beschriebene mediterrane Grundlegung des Systems Europa weitgehend ausgeblendet. Für eine Typologie des okzidentalens Europas vor seiner hegemonialen

---

<sup>17</sup> Vgl. J. BURCKHARDT, Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch, 2 Bde., 1. Aufl., besorgt von L. GEIGER. 1913; unser Bezug Bd. 1, S. 4.

<sup>18</sup> Diese Überlegungen wurden in Italien schon 1963 wieder aufgegriffen im wirkungsmächtigen Essay über den normannisch-staufischen Staat von A. MARONGIÙ, Uno „stato modello“ nel medioevo italiano: il regno normanno-svevo di Sicilia, in: Critica storica 2 (1963) S. 379-394. Der Text erschien auch auf englisch: A Model State in the Middle Ages: the Norman and Swabian Kingdom of Sicily, in: Comparative Studies in Society and History 6 (1964) S. 308-320.

<sup>19</sup> Vgl. nur J. LEGOFF, Ludwig der Heilige. 2000.

<sup>20</sup> Vgl. die einschlägigen Abschnitte in I. WALLERSTEIN, The Modern World-System 1: Capitalist Agriculture and the Origins of the European World Economy in the Sixteenth Century. 1974.



Weltgeltung infolge der atlantischen Expansion ist das 13. Jahrhundert ein wichtiger Schlüssel, wie die amerikanische Historikerin Janet Abu-Lughod herausgestellt hat.<sup>21</sup> Indem sie die vormodernen Pole weltweiter Entwicklung beleuchtet, macht sie auch typologische Analogien an ganz verschiedenen Orten sichtbar, die nicht miteinander verbunden waren. Solche vormodernen Modernisierungszentren erblickt sie in den Agrargesellschaften Chinas und Indiens, den kleineren Stadtstaaten vom Typ Venedig oder Malakka sowie geostrategischen Regionen wie dem Persischen Golf.<sup>22</sup>

Ähnlich wichtig ist der schon ältere Ansatz des amerikanischen Politikwissenschaftler James W. Fesler, der am Beispiel Frankreichs unter Philipp dem Schönen um 1300 die neue Qualität von öffentlich vermittelter, auf einen effizienten bürokratischen Apparat gestützter staatlicher Herrschaft und damit einen Paradigmenwechsel beschreibt.<sup>23</sup>

Abu-Lughod (und implizit auch Fesler) datiert die erste europäische Globalisierung gegenüber dem Wallerstein-Modell in das 13. Jahrhundert zurück, was zugleich eine Art Rückkehr zur Modernitäts-These Burckhardts bedeutet.

An dieser Stelle ist ein kurzer Blick auf die bedeutenden historiografischen Leistungen der rezenten deutschsprachigen Mediävistik in Bezug auf Friedrich II. angebracht:

Ihr gemeinsamer Zug ist die Bevorzugung administrativer, institutionen- und verfassungsgeschichtlicher Fragestellungen, also das Festhalten an einem strukturgeschichtlichen Gesichtspunkt, der letztlich auf Eduard Winkelmanns bekannte Dissertation von 1863 bzw. dessen unabgeschlossene Langfassung in den „Jahrbüchern der Deutschen Geschichte“ zurückgeht.<sup>24</sup> Das nachgelassene, unvollendete Lebenswerk von Eduard Sthamer wurde im Gedenkjahr 1994 von Hubert Houben in ebenso akribischer wie behutsamer Weise in den Druck gegeben.<sup>25</sup>

Weitere zentrale Beiträge verdanken sich den Bemühungen von Hans-Martin Schaller, Gerhard Dilcher, Theo Kölzer und Wolfgang Stürner. Stürner hat nicht nur im Rahmen der ‚Monumenta Germaniae Historica‘ eine meisterhafte Edition der sizilischen *Constitutiones* vorgelegt<sup>26</sup>, sondern die derzeit – neben David Abulafias nicht

---

<sup>21</sup> Vgl. J.L. ABU-LUGHOD, *Before European Hegemony. The World System A.D. 1250-1350*. 1991.

<sup>22</sup> Für einen solchen weitgespannten komparatistischen Ansatz siehe auch A. WINK, *From the Mediterranean to the Indian Ocean: Medieval History in Geographic Perspective*, in: *Comparative Studies in Society and History* 44 (2002) S. 416-445.

<sup>23</sup> Vgl. J.W. FESLER, *French Field Administration: The Beginnings*, in: *Comparative Studies in Society and History* 5 (1962) S. 76-111.

<sup>24</sup> E. WINKELMANN, *Geschichte Kaiser Friedrichs des Zweiten und seiner Reiche 1212-1235*. 1863; DERS., *Kaiser Friedrich II.*, 2 Bde. (Jahrbücher der Deutschen Geschichte 20/21) 1889-1897.

<sup>25</sup> E. STHAMER, *Beiträge zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Königreichs Sizilien im Mittelalter*, hg. von H. HOUBEN. 1994.

<sup>26</sup> *Die Konstitutionen Friedrichs II. für das Königreich Sizilien*, hg. von W. STÜRNER (MGH *Constitutiones, Supplementum*) 1996.

unumstrittener Monografie<sup>27</sup> – maßgebliche Biografie Friedrichs geschrieben.<sup>28</sup> Auf eine gelungene Kooperation deutscher und italienischer Mediävistik, namentlich des ‚Istituto Storico Italiano per il Medioevo‘ und der ‚MGH‘, geht die wichtige Edition des friderizianischen Kanzleiregisters von 1239-1240 durch Cristina Carbonetti Vendittelli zurück.<sup>29</sup>

Norbert Kamps vierbändigem Monumentalwerk „Kirche und Monarchie“ verdanken wir eine regelrechte *histoire totale* der sakral-kirchlichen Basis des friderizianischen Staats.<sup>30</sup> Mit dem Inventar des gesamten geistlichen und bischöflichen Unterbaus hat Kamp so etwas wie ein sizilisches Reichskirchensystem herausgearbeitet und damit eine beliebte Figur der deutschen Mediävistik neu aufgegriffen. Kamp verdanken wir aber auch einen weiteren Hinweis, der die Rede vom friderizianischen Modellstaat betrifft: Er unterstreicht für das normannisch-staufische Sizilien das Persistieren starker feudaler, lehensrechtlicher Elemente, die letztlich zu einem effizienten Mix von protomoderner Staatlichkeit und alten „Baukastenelementen“, wie Kamp sie nennt, geführt hat.

All diese Forschungsleistungen sind in einem gewichtigen Tagungsband des ‚Deutschen Historischen Instituts in Rom‘ zum Gedenkjahr 1994 gut dokumentiert.<sup>31</sup> Dazu gesellt sich nun als jüngster Teil eines nüchtern-faktografischen Programms die imposante Monografie von Bodo Hechelhammer zur friderizianischen Kreuzzugspolitik.<sup>32</sup> Abzuwarten bleibt schließlich, inwieweit die heurige Niedersächsische Landesausstellung unter dem exotischen Signum „Welt und Kultur des Mittelmeerraums“ einen Bewusstseinswandel herbeiführen wird.<sup>33</sup>

<sup>27</sup> D. ABULAFIA, Frederick II: A Medieval Emperor. 1988; in italienischer Übersetzung: Federico II: Un imperatore medievale. 1993. Zur verhaltenen deutschsprachigen Rezeption vgl. die Besprechung in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 47 (1991) S. 290-291.

<sup>28</sup> Sie wurde in Italien mit dem „Premio Internazionale Federico II“ ausgezeichnet; vgl. W. STÜRNER, Friedrich II., 2 Bde. 1992-2000. Der erste Teil erschien auch in italienischer Übersetzung (Federico II: il potere regio in Sicilia e in Germania, Roma 1998).

<sup>29</sup> C. CARBONETTI VENDITTELLI (a cura di), Il registro della cancelleria di Federico II del 1239-1240 (Fonti per la storia dell'Italia medievale. Antiquitates 19) 2002.

<sup>30</sup> N. KAMP, Kirche und Monarchie im staufischen Königreich Sizilien 1: Prosopographische Grundlegung: Bistümer und Bischöfe des Königreichs 1194-1266, 4 Bde. (Münstersche Mittelalter-Schriften 10) 1973-1982.

<sup>31</sup> A. ESCH, N. KAMP (Hg.), Friedrich II. Tagung des Deutschen Historischen Instituts in Rom im Gedenkjahr 1994 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 85) 1996.

<sup>32</sup> B. HECHELHAMMER, Kreuzzug und Herrschaft unter Friedrich II. Handlungsspielräume von Kreuzzugspolitik (1215-1230) (Mittelalter-Forschungen 13) 2004.

<sup>33</sup> Vgl. M. FANSA, K. ERMETE (Hg.), Kaiser Friedrich II. (1194-1250). Welt und Kultur des Mittelmeerraums. Begleitband zur Sonderausstellung (Schriftenreihe des Landesmuseums für Natur und Mensch 55) 2008.

Bei aller Großartigkeit dieser breit angelegten Produktion fällt doch insgesamt eine gewisse Undurchlässigkeit deutschsprachiger Mittelalterforschung gegenüber sozialwissenschaftlichen Fragestellungen auf, denen sich sehr viel stärker die italienische, französische und angelsächsische Forschung zugewandt hat. Und zwar nicht erst seit kurzem, wenn man an das schöne Buch von Giovanni Tabacco über die Herrschaftsverhältnisse im italienischen Mittelalter aus dem Jahr 1979 bedenkt.<sup>34</sup> Aber auch jüngere Arbeiten etwa von Giuseppe Sergi sind hier zu nennen, vor allem seine kontrastive Untersuchung des norditalienischen und des burgundischen Raums um die Jahrtausendwende, die zugleich quellenbezogen wie methodisch innovativ ist.<sup>35</sup> Einen besonders spannenden Ansatz bietet Chris Wickham, indem er einen Doppelblick auf das wirft, was innerhalb der Institutionen von Macht und Herrschaft geschieht und was diese Entwicklungsvorgänge nach außen hin für soziale und mentale Folgewirkungen nach sich ziehen. Dieser Ansatz ist für eine methodisch erneuerte Untersuchung von Friedrichs Königreich noch produktiv zu nutzen.<sup>36</sup>

Dabei hat gerade die deutsche strukturgeschichtlich orientierte Mediävistik bzw. die deutsche soziologische Forschung wichtige Parameter entwickelt, um dessen Basisdimensionen analytisch näherzukommen. Ich möchte hier nur zwei ältere, jedoch immer noch fruchtbare Modelle knapp herausgreifen:

- einerseits Theodor Mayers Annahme eines hochmittelalterlichen Paradigmenwechsels der Staatlichkeit von merowinger- und karolingerzeitlicher Personenverbandsherrschaft feudaler Prägung hinüber zur flächengebundenen Herrschaft;<sup>37</sup>
- zum anderen Norbert Elias' Definition des „Monopolmechanismus“, wonach sich die hoch- und spätmittelalterliche Professionalisierung von Herrschaft dadurch auszeichnete, dass die Verwaltungs-, Kriegsbetriebs-, Produktions- und Heilmittel tendenziell in einer Hand vereinigt wurden.<sup>38</sup>

Es fällt natürlich schwer, in der friderizianischen Regierungsform nicht eine der Vorformen des modernen Staats zu erblicken. Dessen konstitutive Elemente sind eine relativ souveräne Spitze, Gewaltmonopol und Beamtenherrschaft, entwickelte Geldwirtschaft, die sprunghafte Zunahme der Schriftlichkeit, Formen rationaler Gesetzgebung (*Liber Augustalis*) und ein relativ einheitlicher Untertanenverband. Man

---

<sup>34</sup> G. TABACCO, *Egemonie sociali e strutture del potere nel Medioevo italiano*. 2000 (zuerst 1979).

<sup>35</sup> G. SERGI, *I confini del potere. Marche e signorie fra due regni medievali*. 1995.

<sup>36</sup> Vgl. C. WICKHAM, *Land and Power. Studies in Italian and European Social History*. 1994.

<sup>37</sup> Mayers verstreute Arbeiten sind am besten greifbar über T. MAYER, *Mittelalterliche Studien: Gesammelte Aufsätze*. 1972.

<sup>38</sup> Vgl. N. ELIAS, *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen* 2. 1939, S. 142-158, S. 312-317, S. 340-346.

sollte solche Modernität nicht überbewerten, wie uns David Abulafia und Norbert Kamp lehren, und auch das Archaische nicht aus den Augen verlieren, das den Friedrich-Staat mit prägte. Aber er ist eben eine ideale Explikationsvorlage für das Thema personaler und transpersonaler Macht in der Geschichte.

Dieses Machtmodell ist derzeit wohl am besten beim englischen Sozialhistoriker Michael Mann beschrieben, der Max Weber produktiv wieder aufgegriffen und fortgeschrieben hat. Er hat dabei aus Webers Idealtypen sozusagen Realtypen gemacht und Macht vor allem als Zunahme der Infrastruktur, als Verdichtung von Logistik gedeutet. Mann bezeichnet die Herausbildung des koordinierenden Staates, also des zentralisierten Territorialstaates friderizianischer Prägung als bedeutsamste Reglementierungsleistung des europäischen Mittelalters.<sup>39</sup>

Eine solche Deutungsrichtung entspricht einer allgemeinen Tendenz der westeuropäischen Forschung, die seit den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts eine gewisse Fixierung auf die überlieferten Normen zusehends verlässt und sich stärker auf die Praxis von Herrschaft orientiert.<sup>40</sup> Man hat sich nicht mehr so sehr der „Herrschaft“, als vielmehr der „Macht“ als entscheidendem Faktor von Vergesellschaftung zugewendet.<sup>41</sup> Damit verbindet sich die Sichtweise, die Verfassung weniger institutionell, als in ihren komplexen, alle Ebenen erfassenden Beziehungsgeflechten zu betrachten und nach dem konkreten Funktionieren von Recht zu fragen. Der Begriff des Konflikts rückt dabei in den Mittelpunkt, weil er nicht mehr einem royalistischen, „staats“-bezogenem Gesichtspunkt folgt, sondern Politik eher in funktionalen, sozialhistorischen, ja systemtheoretischen Kategorien betrachtet.<sup>42</sup>

So beschreibt die scharfsinnige Studie von Clifford Backman die bruske Abwärtsparabel, die rapide Sinkkurve der friderizianischen Traditionen in Sizilien nach den Vespern von 1282 nicht so sehr aus einem politik- oder herrschaftsgeschichtlichen, also etatistischen Blickwinkel heraus als vielmehr vor dem

---

<sup>39</sup> M. MANN, *The Sources of Social Power* 1. 1986, S. 267ff.

<sup>40</sup> Dem entspricht etwa das europäische Großprojekt *The Origins of the Modern State in Europe, 13<sup>th</sup> to 18<sup>th</sup> Centuries*, 7 voll. 1995-1999.

<sup>41</sup> Eine kritische Bilanz entwirft der Sammelband von H.-W. GOETZ, J. JARNUT (Hg.), *Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung (Mittelalter-Studien des IEMAN 1)* 2003.

<sup>42</sup> Den Rang einer wichtigen Pionierarbeit, bezogen auf das hochmittelalterliche Frankreich, besitzt P. GEARY, *Vivre en conflit dans une France sans Etat. Typologie des mécanismes de règlement des conflits*, in: *Annales* 41 (1986) S. 1107-1133; für den deutschsprachigen Bereich siehe die einschlägigen Aufsätze in G. ALTHOFF, *Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde*. 1997; vgl. auch die anregende Studie von S. PATZOLD, *Konflikte im Kloster. Studien zu Auseinandersetzungen in monastischen Gemeinschaften des ottonisch-salischen Reichs (Historische Studien 463)* 2000.

Hintergrund der insularen Ökonomie:<sup>43</sup> Backman arbeitet einen grundlegenden Dualismus heraus und sieht die eigentliche Ursache für den Verlust an Selbständigkeit und von wirtschaftlicher und politischer Bedeutung in der Bewegung und im Umschlag von einer vielfältigen agrarwirtschaftlichen Ökonomie hin zu einer auf das Getreide abgestellten Monokultur – deutlich klingen hier neomalthusianische Gesichtspunkte an, so bezeichnend für die englischsprachige Forschung.

### 3. Charisma

Das Thema des Charismas, nach der Definition Max Webers die Qualität des Nicht-Alltäglichen und eine der ursprünglichen Quellen von Macht und Herrschaft, ist seit je ein zentrales, wenngleich hochgradig ambivalentes Thema der deutschsprachigen Forschung zu Friedrich II.

Die Strahlkraft des Kaisers übte eine fast magische Anziehungskraft auf das aus dem Milieu des George-Kreises stammende „Geheime Deutschland“ aus, einen Bund deutscher Historiker, Philosophen und Literaten mit spätromantisch-idealistischer Orientierung.<sup>44</sup> Einige seiner Mitglieder legten im Mai 1924 – in den frühen, noch „ruhigen Jahren“ der Weimarer Republik – einen Kranz mit emphatischer Widmung auf das Friedrich-Grab in der Kathedrale von Palermo.<sup>45</sup> Der zum engeren Kreis gehörende Historiker Ernst Kantorowicz publizierte nicht einmal drei Jahre später seine so sprachmächtige wie hochstilisierte Friedrich-Biografie:<sup>46</sup> Das Schlüsselwerk einer ganzen Generation von Intellektuellen ließ den Kaiser zur hochmittelalterlichen, beinahe messianischen Lichtgestalt aufrücken. Abulafias schon erwähnte Monografie von 1988 kann, wie Roberto Delle Donne angemerkt hat, auch als später Gegenentwurf zu Kantorowicz gelesen werden, der in einer Art Gegenbewegung eine fast leidenschaftliche Dekonstruktion vornimmt.<sup>47</sup>

Um die Palermitaner Geste weihevoller Verehrung zu verstehen, muss man etwas ausholen. Kantorowicz's Werk ist eigentlich eine rückwärtsgewandte Utopie. Sie

---

<sup>43</sup> Vgl. C.R. BACKMAN, *The Decline and Fall of Medieval Sicily: Politics, Religion, and Economy in the Reign of Frederick III, 1296-1337*. 1995.

<sup>44</sup> Zum Dichterkreis um George vgl. umfassend T. KARLAUF, *Stefan George. Die Entdeckung des Charisma*. 2007.

<sup>45</sup> Vgl. die detaillierte Studie von G. DELLE DONNE, *Kantorowicz e la sua opera su Federico II*, in: ESCH/KAMP, *Friedrich II.* (wie Anm. 31) S. 67-87, hier S. 73f. Zum George-Kreis s. jetzt B. BÖSCHENSTEIN u.a. (Hg.), *Wissenschaftler im George-Kreis. Die Welt des Dichters und der Beruf der Wissenschaft*. 2005.

<sup>46</sup> E. KANTOROWICZ, *Kaiser Friedrich der Zweite*. 1927 (ND 1995).

<sup>47</sup> Vgl. DELLE DONNE, *Kantorowicz* (wie Anm. 45) S. 71 Anm. 11.

benutzt das europäische Mittelalter, nach ästhetisch-nationalistischen Gesichtspunkten gedeutet, für eine Kritik an der Weimarer Republik. Die Leitfragen der Friedrich-Biographie – historische Größe, nationale Wiedergeburt, imperiale Leitkultur – spiegeln den Strukturwandel und die Erwartungshaltungen der intellektuellen, weitgehend rechtsintellektuellen, und wissenschaftlichen Öffentlichkeit der 1920er Jahre in Deutschland, am Vorabend der nationalsozialistischen Katastrophe, wider.

So ruft die Lektüre immer wieder Thomas Manns „Zauberberg“ in Erinnerung, einen wahren Epochenroman, der in den gleichen Jahren entstanden ist und ähnliche Diskussionsstränge aufgreift. Man denke nur an die leidenschaftlichen Debatten zwischen Settembrini und Nafta über universalgeschichtliche Probleme, über die Dialektik der Aufklärung, wenn man so will, wobei der „heilige Terror“ des Totalitarismus bereits als Schlagwort deutlich genug wird und der Krieg als düsterer Weg historischer Entwicklungslogik erscheint.<sup>48</sup> Herrschaft wird in diesen Entwürfen immer wieder als Kampfbeziehung menschlicher Lebensordnungen begriffen, Führung und Gefolgschaft werden als schicksalsvollste Triebkräfte des sozialen Wandels beschrieben.

Otto Gerhard Oexle hat ein feinmaschiges Analyseraster entworfen, um die Fixierung auf diese Leitfragen aufzudecken und deren immanente Widersprüche aufzuzeigen. In harschen Worten spricht er Kantorowicz' Frühwerk jegliche Erklärungskraft ab und äußert geradezu die Hoffnung, das Friedrich-Buch möge uns Heutigen nichts mehr zu sagen haben.<sup>49</sup>

Dennoch ist es lohnend, sich mit diesem Werk eingehender zu befassen, gerade weil es ein Glaubens-Werk ist. Es hat in der Wissenschaft und Öffentlichkeit seiner Zeit ein breites Echo gefunden und Kantorowicz zum Wortführer einer neuen Mediävistik in der Weimarer Republik gemacht. Die Friedrich-Monografie war darum keine Randerscheinung, sondern kraftvoller Ausdruck wissenschaftlichen Zeitgeistes. Die Faszination für die Zeitgenossen bestand gerade darin, dass Kantorowicz nicht eigentlich ein historisches Werk vorlegte, sondern eine – nicht unproblematische – Selbstbeobachtung der Weimarer Gesellschaft bot.

Mit dieser Indienstnahme des historischen Denkens für die Zeitdiagnose war eine wichtige Umpolung verbunden.<sup>50</sup> Sie entwirft auch das Paradox einer Mittelaltersicht

---

<sup>48</sup> Aufschlussreich ist der Sammelband von T. SPRECHER (Hg.), Das „Zauberberg“-Symposium 1994 in Davos (Thomas-Mann-Studien 11) 1995.

<sup>49</sup> Vgl. O.G. OEXLE, German Malaise of Modernity: Ernst H. Kantorowicz and his „Kaiser Friedrich der Zweite“, in: R.L. BENSON, J. FRIED (ed.), Ernst Kantorowicz. Erträge der Doppeltagung Princeton-Frankfurt (Frankfurter historische Abhandlungen 39) 1997, S. 33-56.

<sup>50</sup> Zu diesen Umcodierungen siehe die exzellente Studie von A. MARWICK, The New Nature of History: Knowledge, Evidence, Language. 2000.

und -erfindung des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die kritisch ist gegenüber der modernen Lebenswelt und sich zugleich affirmativ verhält zu einer künftigen idealen Gesellschaft. Ein utopisch-messianisches Pathos durchweht diese ahistorisch konzipierten Entwürfe. Sie stehen nicht eigentlich auf dem Boden historistischer Geschichtswissenschaft, diese war in ihrer aseptischen Art jedoch der geeignete Nährboden für teleologische, negativ-utopische Entwürfe à la Kantorowicz. Der quellen-gesättigte zweite Band der Friedrich-Buchs ist für diese Koexistenz geradezu signifikativ.<sup>51</sup> Es ist klar, dass der politische Missbrauch solcher Theoriebildung hinter der nächsten Wegbiegung förmlich lauerte.

Wir wissen heute, wie tragisch sich Kantorowicz' Biografie gestaltete – aus großbürgerlicher deutsch-jüdischer Familie stammend, empfand er sich als „guten“, national gesinnten Deutschen. Als Mitglied des esoterischen Kreises um Stefan George übertrug er dessen Werte eines charismatischen Führertums und eines ästhetisch aufgeladenen Elitedenkens auf Friedrich II., der dabei als Exempel nationaler Heldenverehrung und deutschtümelnder Machtanbetung diente. Der radikal neokonservative und antirationalistische Synkretismus des „Geheimen Deutschlands“ wies gewisse Berührungspunkte mit den wirren Ursprüngen des Nationalsozialismus auf, auch wenn ihre Vertreter später vom NS-Regime verfolgt wurden und etwa der Widerstandskreis um Stauffenberg sich explizit auf das „Geheime Deutschland“ berufen sollte.

Nach seiner erzwungenen Emigration nach England bzw. in die USA begegnet ein ganz anderer, gewandelter Kantorowicz, der selbst in der Aussprache seines Namens von seiner „deutschen“ Zeit abrückte.<sup>52</sup> Unter seinen späten Werken sticht die inzwischen in den Rang eines Klassikers erhobene sozialanthropologische und ideengeschichtliche Untersuchung des okzidentaln Königtums im Lichte transpersonaler Vorstellungen hervor.<sup>53</sup> Effektiv entwirft Kantorowicz, christozentrische Königsvorstellungen des Frühmittelalters deutend, das Bild einer Verdoppelung des königlichen Körpers, in dem sich das unsterbliche Königtum und die Sterblichkeit des einzelnen Herrschers überlagern. Die Sakralität des monarchischen Herrschers wird im zentralen Abschnitt des Buchs gerade am Beispiel Friedrichs II. und seines *Liber Augustalis* herausgearbeitet und – in der Herausbildung des abstrakt überpersönlichen

---

<sup>51</sup> E. KANTOROWICZ, Kaiser Friedrich der Zweite, Erg.-Bd.: Quellennachweise und Exkurse. 1931.

<sup>52</sup> Um diesen Schnitt zu unterstreichen, verlegte er nun die Betonung des Schreibnamens auf das zweite o, wie Johannes Fried im Vorwort zu BENSON/FRIED, Ernst Kantorowicz (wie Anm. 49) dokumentiert.

<sup>53</sup> E. KANTOROWICZ, The King's Two Bodies. A Study in Mediaeval Political Theology. 1957; deutsch: Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters. 1990 (mit einer ausführlichen Würdigung durch J. FLECKENSTEIN).

Staatsbegriffs – als Vorgriff auf moderne Staatlichkeit gedeutet.<sup>54</sup> Die grandiose christologische Fiktion des unsterblichen Souveräns oberhalb des sterblichen Menschen verbirgt – so Kantorowicz’ im Kern dekonstruktivistischer Ansatz – effektiv das Gründungsparadox des Rechts, dessen Entstehung durch die hierarchische Extrapolation externalisiert werden kann.<sup>55</sup> Dieser rechtsanthropologisch-strukturalistische Ansatz war die Grundlage für die begeisterte Wiederentdeckung von Kantorowicz durch die französische postmodernistische Schule. Lange vor der zögerlichen Wiederaneignung in Deutschland wurde so der späte Kantorowicz, neben einem weiteren prominenten Deutschland-Emigranten, Aby Warburg, zur wichtigen Inspirationsquelle für den bild- und symbolwissenschaftlichen *Iconic Turn* des ausgehenden 20. Jahrhunderts.

Marc Bloch legte mit seinen „wundertätigen Königen“ eine Art Paralleluntersuchung zu Kantorowicz vor.<sup>56</sup> Dessen Friedrich-Buch hatte er in einer Rezension von 1928 scharf kritisiert, indem er den nationalen Überschwang, die panegyrische Sprache und insgesamt die unklare narrative Struktur des Werks anprangerte (um dann später übrigens den hohen Forschungswert des materialreichen Ergänzungsbandes hervorzuheben).

Es war letztlich, wenn wir uns auf eine für uns bequeme Beobachterposition begeben wollen, das Grundproblem einer ganzen Generation. Cinzio Violante hat dies in seiner schönen Monografie über Henri Pirenne eindringlich beschrieben: Die Historiker befanden sich im Weltenbrand, im Sturm, sie waren „storici nella tormenta“.<sup>57</sup> Plötzlich standen positivistisch-historistisch orientierte Wissenschaftler im Bekenntniszwang – zugleich bot sich ihnen die ungeheure Chance auf Bedeutungssteigerung ihrer Tätigkeit. Sie hatten wichtiges kulturelles Kapital in politischen

---

<sup>54</sup> Hier ist der Verweis auf H.J. BERMAN, *Law and Revolution. The Formation of the Western Legal Tradition*. 1983, angebracht, der diesen Gedanken weiterführend gerade in der Auseinandersetzung von Papsttum und Imperium die Ursprünge moderner Institutionenausprägung sieht, und dabei Friedrich II. einen Ehrenplatz zuweist, dessen *Constitutiones* so etwas wie eine Variante, eine Nach-, Neben- und Neuerfindung des *Decretum Gratiani*, aber auch des englisch-insularen *Common law* seien.

<sup>55</sup> Hierzu aus systemtheoretischer Sicht G. TEUBNER, *Des Königs viele Leiber. Die Selbstdekonstruktion der Hierarchie des Rechts*, in: *Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie* 2/2 (1996) S. 229-256.

<sup>56</sup> Vgl. M. BLOCH, *Les rois thaumaturges. Étude sur le caractère surnaturel attribué à la puissance royale particulièrement en France et en Angleterre*. 1924.

<sup>57</sup> C. VIOLANTE, *La fine della „grande illusione“: uno storico europeo tra guerra e dopoguerra, Henri Pirenne (1914-1923); per una rilettura della „Histoire de l’Europe“ (Annali dell’Istituto Storico Italo-Germanico. Monografie 31) 1997*. Das Buch ist inzwischen auch auf deutsch erschienen: *Das Ende der „großen Illusion“: ein europäischer Historiker im Spannungsfeld von Krieg und Nachkriegszeit, Henri Pirenne (1914-1923) – zu einer Neulesung der „Geschichte Europas“ (Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 18) 2004*.



Zusammenhängen anzubieten – es schien ja, als würde die politische Realität die ‚MGH‘ überholen. Dass dies zu anachronistischen Identifikationen mit einem als Kontinuum verstandenen ‚Mittelalter‘ führen musste, liegt auf der Hand.

Friedrich Nietzsche hatte diese Engführungen bereits in seinem programmatischen Essay ‚Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben‘ von 1874 in ein klares Licht gerückt. In polemischer Zuspitzung sind darin alle Motive kritisch ausgebreitet, die das szientistische Selbstmissverständnis des deutschen Historismus als einer nationalen Leitwissenschaft unterfütterten.<sup>58</sup> Nietzsche gibt in seinen nach wie vor lesenswerten Ausführungen jeglichen unreflektierten Objektivitätsanspruch von Historikern der Lächerlichkeit preis und vollzieht damit geradezu eine kopernikanische Wende, die durchaus Wilhelm Dilteys hermeneutische Neube-gründung der Humanwissenschaften und seine grundlegende Erklären-Verstehen-Unterscheidung vorwegnimmt.<sup>59</sup>

#### **4. Die Sybel-Ficker-Debatte und Friedrich**

Historikerstreite bzw. Intellektuellendebatten sind sehr aufschlussreich für das Wechselverhältnis von sozialer Wirklichkeit und historischer Mittelalterinterpretation. Das Friedrich-Bild in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat besonders die deutsche Dauerkontroverse beeinflusst, die unter dem Schlagwort des Sybel-Ficker-Streits bekannt geworden ist.

In den Jahren nach 1859 entspann sich eine heftige Auseinandersetzung zwischen preußisch/evangelisch-klein-deutschen und katholisch-groß-deutschen Positionen. Im Umfeld der angestrebten Reichsgründung wechselte die deutsche Geschichtswissenschaft mehrheitlich zu einer nationalstaatlich fixierten Geschichtsinterpretation über und änderte entsprechend die Beurteilung der mittelalterlichen Ahnengalerie. Mit der beginnenden Diskussion um eine groß- oder klein-deutsche Form des zukünftigen Deutschlands wurde vor allem die Italienpolitik der deutschen Kaiser unter diesem

---

<sup>58</sup> Für eine umfassende Bewertung vgl. jetzt E. SCHULIN, Zeitgemäße Historie um 1870. Zu Nietzsche, Burckhardt und zum ‚Historismus‘, in: Historische Zeitschrift 281/1 (2005) S. 33-58.

<sup>59</sup> Vgl. W. DILTHEY, Die Entstehung der Hermeneutik, in: G REISS, Materialien zur Ideologieggeschichte der deutschen Literaturwissenschaft 1. 1973, S. 55-68. Zur Erläuterung s. K.-O. APEL, Diltheys Unterscheidung von ‚Erklären‘ und ‚Verstehen‘ im Lichte der Problematik der modernen Wissenschaftstheorie, in: E.W. ORTH (Hg.), Dilthey und die Philosophie der Gegenwart. 1985, S. 285-347, sowie – aus geschichtswissenschaftlicher Sicht – die Beiträge in O.G. OEXLE (Hg.), Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft, Kulturwissenschaft: Einheit – Gegensatz – Komplementarität (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 6) 1998.

Gesichtspunkt interpretiert und beurteilt.<sup>60</sup> Während die großdeutsche Fraktion, vor allem Julius Ficker, die Notwendigkeit und Größe der Kaiserpolitik verteidigte, wurde sie von borussischen Historikern unter der Führung von Heinrich von Sybel kritisiert. Versuchten die „großdeutschen“ Historiker mit der Kaiserpolitik den habsburgischen Vielvölkerstaat und damit dessen Italienpolitik zu rechtfertigen, kritisierten die „kleindeutschen“ Exponenten gerade die universalistische, nicht nationale Politik des Habsburgerreiches, die Abhängigkeit des deutschen Kaisers vom Papst und die Vernachlässigung der Ostkolonisation. Damit wurden auch entscheidende Motive für die Bewertung Friedrichs II. unter dem Nationalsozialismus als einer Ideologie des totalitären Staates entworfen.<sup>61</sup>

Letztlich diente die mittelalterliche Kaiserpolitik in der Sybel-Ficker-Debatte als Legitimationsfigur in aktuellen politischen Projekten. Die Polemik hatte sich am Streit entzündet, wie man die in letzter Instanz gescheiterte Italienpolitik der Herrscher des *Regnum Teutonicum*, der Salier und vor allem Staufer zu beurteilen hätte. Diese Auseinandersetzung erfolgte vor einem nationalistischen Hintergrund und aus dem Blickwinkel eines preußisch dominierten Deutschlands, das militärisch hochgerüstet war und eine europäische Hegemonialstellung anstrebte. Der zeitgenössische Fokus mündete in die Fragestellung: Ist die deutsche Verspätung in der nationalen Einigung eine späte Folge der mittelalterlichen Politik, in der die zentrifugalen Kräfte überwogen und nach dem Scheitern der staufischen Südpolitik an Papsttum, Sizilien und der lombardischen Liga zu einer systemischen Strukturschwäche Deutschlands geführt und damit den nationalen Entwicklungsprozess geschwächt und aufgehalten haben?

Das Mittelalter diente der nationalstaatlichen Einigung als identitätsstiftende Legitimation. In diesem Sinn ist die deutsche Nationalgeschichtsschreibung ein Musterbeispiel für das, was man ‚zeitgebundene‘ Historiographie nennen kann. Es zeigen sich daran besonders klar die Beziehungen und Wechselwirkungen, in die Geschichtsschreibung und Politik unter den Vorzeichen aktueller Fragen treten können. Hatten frühere Generationen von Historikern – namentlich die des Humanismus und der Aufklärung – das Mittelalter noch als ‚Epoche der Finsternis‘ abgelehnt und geringgeschätzt, so wurde die mittelalterliche Geschichte nun als Glanzzeit der deutschen Nationalgeschichte gefeiert. Denn man glaubte, in jener fernen Zeit den geeinten deutschen Nationalstaat schon einmal verwirklicht zu sehen,

---

<sup>60</sup> Zu den Positionen des Streits vgl. die Beiträge in U. MUHLACK (Hg.), *Historisierung und gesellschaftlicher Wandel in Deutschland im 19. Jahrhundert (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel 5)* 2003.

<sup>61</sup> Dazu F. WESTENFELDER, *Genese, Problematik und Wirkung nationalsozialistischer Literatur am Beispiel des historischen Romans zwischen 1890 und 1945*. 1989.

den man sich für die eigene Zukunft wünschte – und das in einer besonders mächtigen und glanzvollen Ausprägung.<sup>62</sup> Die Nationalgeschichtsschreibung leistete damit einen zentralen Beitrag zur Herstellung nationaler Gedächtnisgemeinschaften.

Damit ist genau der Aspekt angesprochen, den Kathleen Biddicks anregende Studie über den Mittelalter-Schock herausstreicht<sup>63</sup> – wie nämlich gerade die Mittelalterforschung an ihren scheinbar so wissenschaftlichen Ursprüngen im 19. Jahrhundert sich selbst tiefgreifend durch Vorgänge von Disziplinierung, Zähmung und Reduktion definiert hat. Damit gelang ihr zwar durch die Isolation gegenüber anderen humanwissenschaftlichen Fächern und über die Exklusion des Fremdartigen am Mittelalter die Konstruktion eines scheinbar widerspruchsfreien und „sauberen“ Mittelalterbildes. Dieser Vorgang wurde jedoch erkaufte um den Preis überdeutlicher Redundanz und einer gleichsam klinisch toten Mediävistik, die je nach Bedarf für jeweils aktuelle Zwecke benutzt werden konnte.

Ein solcher kompensatorischer Umgang mit dem europäischen Mittelalter und seinen Widersprüchen hallt noch im literarischem Erfolg nach, der derzeitige Bestsellerlisten mit Dan Browns Titeln füllt, die – nunmehr völlig unbekümmert um empirischen Quellenbezug und hermeneutische Redlichkeit – die Aufladung der europäischen Metropolen Rom, Paris und London mit dem Faszinosum *Medium Aevum* betreiben.<sup>64</sup> Die relative Langweiligkeit dieses renovierten historischen Realismus liegt darin, dass er seine Geschichten auf andere Geschichten höherer Ordnung bezieht, auf eine historische Meistererzählung vom Mittelalter, deren Ingredienzien diesmal Templer, Gral, katharische Devianz und katholische Observanz bilden. Solche popularisierenden Darstellungsstrategien verdanken den Wahrnehmungsoptionen des 19. Jahrhunderts weit mehr, als ihnen selbst bewusst ist.<sup>65</sup>

## 5. Quellen und Editionen

Eine weitere Debatte, der sogenannte Below-Lamprecht-Konflikt, führt zugleich auf die abschließende Fragestellung nach der Funktion, dem Rang und dem Status von

---

<sup>62</sup> Vgl. G. LEERHOFF, Das Mittelalterbild der deutschen Nationalgeschichtsschreibung im 19. Jahrhundert, in: C. CARCENAC-LECOMTE u.a. (Hg.), Steinbruch. Deutsche Erinnerungsorte. 2001, Kap. 5.

<sup>63</sup> K. BIDDICK, *The Shock of the Medievalism*. 1998.

<sup>64</sup> Vgl. D. BROWN, *The Da Vinci Code*. 2004. Es gibt bereits Reiseführer zu den genannten Städten, die eigene Dan Brown-Kapitel eingefügt haben, um die „historische“, eigentlich aber literarisch generierte Neugierde von Touristen zu befriedigen.

<sup>65</sup> Zur Aufarbeitung solchen Nachwirkens vgl. nur P. RICEUR, *Gedächtnis, Geschichte, Vergessen*. 2004.

Quellen in der Geschichtsforschung. Die deutschsprachige Mediävistik der 20er und 30er Jahre des letzten Jahrhunderts spitzte ihre Tätigkeit mit fast militärischem Impetus ganz auf die Quellenforschung zu und verband diese Anstrengungen mit einem den Naturwissenschaften entnommenen Selbstverständnis. Ihre Gesamtsituation lässt sich als konsequenter Weg in die ‚Splendid Isolation‘ beschreiben. Fast gänzlich fehlen in ihr Hinweise auf Forschungen der ‚Annales‘-Schule, und dass die Soziologie unter dem Doppelgestirn Simmel und Weber gerade eine Achsenzeit der Methode erlebte, ist nicht einmal im Reflex spürbar.<sup>66</sup>

Bezeichnend dafür ist der Lamprecht-Streit gegen Ende des 19. Jahrhunderts. In dieser Methodenkontroverse standen sich als Hauptkontrahenten die beiden Historiker Karl Lamprecht und Georg von Below gegenüber. Unter dem Etikett „Kulturgeschichte“ hatte Lamprecht eine ganzheitliche, strukturgegeschichtliche Betrachtungsweise gefordert und sich deutlich von der reinen Staatsgeschichte wie der personenorientierten Darstellungsweise distanziert.<sup>67</sup> Er wurde daraufhin von seinen Gegnern als Verfechter einer materialistisch-sozialistischen Geschichtsauffassung so erfolgreich diskreditiert, dass die deutsche und österreichische Geschichtswissenschaft insgesamt, die im „Historismus“ des 19. Jahrhunderts erkennbar auf die Geschichtsschreibung anderer Staaten eingewirkt hatte, im 20. Jahrhundert über solchem Traditionalismus ihren Vorsprung und auch ihr hervorragendes Ansehen eingebüßt hat – für die deutsche Mediävistik bedeutete der Ausgang des Lamprecht-Streits auf lange Zeit das Ende sozialgeschichtlicher Fragestellungen, wie Hans-Werner Goetz treffend bemerkt hat.<sup>68</sup>

Dieser Pyrrhussieg der auf einen fast sakralen Bezug zu den „Quellen“ bezogenen und vordergründig mit der Qualität von unerschütterlicher Dauer ausgestatteten historischen Wissenschaften zog sich manchen ironischen Kommentar zu. Anthony Grafton etwa hat in seinem Pamphlet über die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote mit britischem *humour* die Fiktionen und die soziale Logik dieses Traditionsstrangs auf wohlwollend-sympathische Weise aufgedeckt.<sup>69</sup>

<sup>66</sup> Ein äußerst kritisches Fazit zieht P. SCHÖTTLER, Das „Annales-Paradigma“ und die deutsche Geschichtsschreibung (1929-1939). Ein deutsch-französischer Wissenschaftstransfer?, in: L. JORDAN, B. KORTLÄNDER (Hg.), Nationale Grenzen und internationaler Austausch. Studien zum Kultur- und Wissenschaftstransfer in Europa. 1995, S. 200-220.

<sup>67</sup> Zur Charakterisierung Lamprechts siehe R. CHICKERING, Karl Lamprecht. A German Academic Life (1856-1915). 1993. Lamprechts programmatische Schrift „Was ist Kulturgeschichte? Beitrag zu einer empirischen Historik“ von 1896 ist wieder abgedruckt in H. SCHÖNEBAUM (Hg.), Karl Lamprecht. Ausgewählte Schriften zur Wirtschafts- und Kulturgeschichte und zur Theorie der Geschichtswissenschaft. 1974, S. 257-277 und S. 297-327.

<sup>68</sup> H.-W. GOETZ, Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung. 2002, S. 75.

<sup>69</sup> A. GRAFTON, Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote. Aus dem Amerikan. von H.J. BUSSMANN. 1998. Vgl. dazu den anregenden Rezensionssessay von R. STAUBER, Fußnote und

Doch hat diese Mentalität auch zu einer langen Tradition editorischer Bemühungen geführt, der wir vorbildliche Urkunden- und Akteneditionen verdanken, die nach wie vor den Stand der Kunst definieren. Neben den bereits erwähnten Initiativen in Bezug auf Kaiser Friedrich sei aus diesem Umfeld nur auf die monumentale Neuedition und Rekonstruktion der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Anjou-Register verwiesen, die auf der Grundlage von Sthamers Transkriptionen unter der Leitung von Riccardo Filangieri erfolgen.<sup>70</sup> Wenn dies in einer Phase geschieht, in der – wie Arnold Esch äußerst pessimistisch zum Stand der deutschsprachigen Mediävistik bilanziert hat<sup>71</sup> – die große Zeit der deutschen Editionen im stetigen Niedergang begriffen zu sein scheint, dann erweist dies auch, dass die Meistererzählungen vom europäischen Mittelalter nicht zu Ende erzählt sind und weiterhin ein produktives Muster bilden.

## 6. Zum Projektionscharakter von Geschichte

An einer Reihe von eindrucksvollen historiografischen Versuchen konnte man sehen: Geschichtsdarstellung ist nicht einfach ein transparentes Fenster zu einer faktischen Vergangenheit. Zwischen den Polen naturwissenschaftlicher Strenge – gewissermaßen verkörpert von der ‚Monumenta‘-Tradition – und hermeneutischer Begeisterung – einer ihrer Kronzeugen ist der frühe Kantorowicz – spannt sich die ganze Bandbreite von Vorsichtsmaßnahmen aus, die Historiker ergreifen können, um ihren Figuren nicht zu erliegen.

Auch an Friedrich II. zeigen sich immer wieder die Grenzen einer utilitaristischen Begriffsbildung – besonders deutlich wird dies an jenen emphatischen Phänomenen, und Kantorowicz hat dafür eine sehr hochstehende Interpretation geliefert, die sich dem Modell einer rationalen und willentlich gesteuerten Orientierung widersetzen.

Dazu gehört die Faszination. Das Grundprinzip der Faszination besteht in der identifikatorischen Konstruktion einer gesichtslosen, maskierten und deshalb geheimnisvollen Macht.<sup>72</sup> Faszination besitzt also wesentlich projektiven Charakter. Damit gerät sie nicht nur in Gegensatz zu einer rationalistischen Orientierung, sondern

---

Wissenschaft. Anthony Graftons Historiografiegeschichte aus der Perspektive des unteren Seitenrandes, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 48 (1997) S. 344-349.

<sup>70</sup> I registri della cancelleria angioina, ricostruiti da R. FILANGIERI (Testi e documenti di storia Napoletana) 1950ff.; bisher sind nicht weniger als 57 Bände erschienen.

<sup>71</sup> Vgl. A. ESCH, Beobachtungen zu Stand und Tendenzen der Mediävistik aus der Perspektive eines Auslandsinstituts, in: O.G. OEXLE (Hg.), *Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung am Ende des 20. Jahrhunderts* (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 2) 1996, S. 5-44.

<sup>72</sup> Erhellend ist E. STÖLTING, Projektive Faszination und die soziale Konstruktion von Individualität, in: *Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung* 1 (2000) S. 121-133.

auch zu einer charismatisch-individualisierten Konzeption von Würde. Wir sollten daher – das könnte eine Frucht der so vielfältigen und in so vielem widersprüchlichen Friedrich-Literatur sein – zurückkehren zu einer Auffassung von Person, oder wenn wir es ganz herkömmlich benennen wollen, zu einer Art von Biografie, von biografischer Orientierung in den historischen Wissenschaften, die zwei Anregungen an sich heranlässt:

1. Sie betrachtet das Stichwort „Herrscher“ und dessen Dispositive Herrschaft, Land und Charisma als Lebenswelten von langer Dauer und damit gleichsam als Rohstoffe, die in einem Schwebezustand zwischen einer weichen kulturellen und einer harten konkreten Ebene existierten und damit auch weit an uns heranreichen.<sup>73</sup>
2. Schließen möchte ich mit einem ausdrucksstarken Zitat aus Sartres „Idiot der Familie“, der fünfbändigen Flaubert-Biografie, vielleicht die genialste und sicherlich eine der anregendsten je geschriebenen Einzel-Biografien der Weltliteratur: „Der Mensch ist niemals ein Individuum; man sollte ihn besser ein einzelnes Allgemeines nennen: von seiner Epoche totalisiert und eben dadurch allgemein geworden, retotalisiert er sie, indem er sich in ihr als Einzelheit wiederhervorbringt.“<sup>74</sup>

Auch für Friedrich II. bräuchten wir einen neuen Jean-Paul Sartre.

Dr. Hannes Obermair  
Stadtarchiv Bozen  
Lauben 30  
I-39100 Bozen  
hannes.obermair@gemeinde.bozen.it

---

<sup>73</sup> Vgl. die anregende Studie von A. APPADURAI (ed.), *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*. 1980.

<sup>74</sup> J.P. SARTRE, *Der Idiot der Familie. Gustave Flaubert 1821 bis 1857*, Bd. 1: Die Konstitution, Reinbek b. Hamburg 1977, S. 7.